

den Platz über sich einräumt, denn nur durch solche verhältnißmäßige Unterordnung bewirkt er eine Ausgleichung. Aber solche Größe pflegt es nicht eben in der Welt zu geben! ⁶⁾

7. Die gedachten Freundschaften beruhen nun also auf Gleichheit. Beide Theile nämlich denken entweder eines und dasselbe von einander und wünschen einer dem andern dasselbe, oder sie tauschen unter einander verschiedene Leistungen aus, z. B. Vergnügen um Nutzen. Daß aber diese Verhältnisse nur Freundschaften geringeres Grades und von geringerer Dauer sind, ist schon oben gesagt ⁷⁾. Ferner kann man sagen, sie sind Freundschaften und sind es nicht, je nachdem man auf ihre Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit mit der wahren Freundschaft sieht. Sie erscheinen als Freundschaften in Betracht ihrer Aehnlichkeit mit der auf Tugend begründeten Freundschaft: denn die eine von ihnen hat das Angenehme, die andere das Nützliche in und an sich, was ja beides auch der wahren Freundschaft zukommt. Insofern aber diese letztere unzerstörbar durch Verläumdung und überhaupt dauerhaft ist, jene beiden aber leicht umschlagen und auch sonst noch in vielen andern Stücken von der wahren Freundschaft differiren, erscheinen sie wieder wegen der Unähnlichkeit mit jener nicht als Freundschaften.

Siebentes Kapitel.

Eine verschiedene Art von Freundschaft ist die, wo ein Verhältniß der Ueberlegenheit ¹⁾ stattfindet, wie z. B. in der Beziehung des

⁶⁾ Es ist interessant, den Vertrauten zweier der mächtigsten Herrscher der alten hellenischen Welt über die Verhältnisse und Bedingungen der Fürstentreundschaft reden zu hören. Der Freund und Vertraute eines Philipp und Alexander, eines Hermias, Antipater und Kassander hatte mehr als irgend ein Philosoph vor und nach ihm Gelegenheit, darüber Beobachtungen zu machen, deren Resultat — ein tiefer Seufzer ist. — Was die letzten Worte betrifft, so beruht ihr richtiges Verständniß auf dem Aristotelischen Satze, daß zur wahren Freundschaft eine gewisse Gleichheit nothwendig ist.

⁷⁾ S. oben Kap. 4, §. 2.

¹⁾ D. h. wo die Gleichheit der Stellung und des gegenseitigen Verhältnisses durch das Ueberwiegen (*ὑπεροχή*) des einen Theils über den andern aufgehoben ist.

Vaters zum Sohn²⁾ und überhaupt älterer zu jüngeren Personen, ferner in Beziehung des Mannes zum Weibe und eines jeden Herrschenden zu dem Beherrschten. Diese Verbindungen sind ferner auch wieder unter einander verschieden. Denn die Freundschaft der Eltern gegen die Kinder ist nicht dieselbe, wie die der Herrschenden gegen die Beherrschten, ja auch die Freundschaft des Vaters gegen den Sohn ist nicht dieselbe, wie die des Sohns gegen den Vater, und die des Mannes zu dem Weibe nicht dieselbe, wie die des Weibes zum Manne. Denn jede von diesen Personen hat eine andere Tugend und eine andere Aufgabe, und auch die Ursachen, um derentwillen sie lieben, sind andere, und deßhalb sind also auch ihre Liebesbeweise und ihre Freundschaften verschieden.

2. Offenbar ist es nämlich nicht ein und dasselbe, was hier dem Einen von dem Andern geleistet wird, ja es soll hier auch der Eine von dem Andern nicht dasselbe verlangen; sondern wenn einerseits den Eltern die Kinder leisten, was sie ihnen als ihren Erziehern, und andererseits die Eltern ihren Söhnen, was sie ihnen als ihren Kindern pflichtmäßig leisten müssen, dann werden wir sagen dürfen, daß unter Personen solcher Art die Freundschaft dauernd und von rechter Art ist. Aber im richtigen Verhältnisse muß in allen Freundschaften, wo eine Ueberlegenheit eines Theils über den andern stattfindet, auch das Beweisen der Liebe geschehen, d. h. der Bessere muß mehr Liebe empfangen, als geben, der Nützlichere mehr, als der minder Nützliche und so weiter. Wenn nämlich das Beweisen der Liebe sich nach der jedesmaligen Würdigkeit richtet, dann entsteht gewissermaßen jenes Verhältniß der Gleichheit, das, wie wir sahen, zur Freundschaft gehört.

3. Die Gleichheit in der Freundschaft drückt aber augenscheinlich ein anderes Verhältniß aus, als in der Gerechtigkeit. Bei allem^{9. Kap.} nämlich, wo es sich um Gerechtigkeit handelt, da ist das Gleiche in erster Stelle das dem Verhältnisse der Würdigkeit Entsprechende, und die Gleichheit, bei der es sich um das Wieviel handelt, steht erst in zweiter Stelle. In der Freundschaft dagegen nimmt die Gleichheit

²⁾ Mehr darüber unten Kap. 12, §. 5. und Ethic. Eud. VII, Kap. 3, p. 1238 B.

Aristoteles' Ethik.

des Wiewiel die erste, die Gleichheit nach dem Verhältnisse der Würdigkeit die zweite Stelle ein. — 4. Dies wird offenbar, wenn der Abstand zwischen zwei Personen, sei es an Tugend oder Schlechtigkeit, an Wohlhabenheit oder irgend einer andern Eigenschaft, sehr groß wird, denn dann sind sie nicht mehr Freunde, ja sie fordern es auch gar nicht einmal. Am augenfälligsten tritt das bei den Göttern³⁾ hervor, denn diese sind am meisten an allen Gütern den Menschen überlegen, man sieht es aber auch bei den Königen, denn diesen Freund zu sein beansprucht gleichfalls Keiner, der tief unter ihnen steht, so wenig als die Nichtsnutzigen und Geringen die Freundschaft der Besten oder Weisesten beanspruchen.

5. Eine ganz genaue Bestimmung der Gränze, bis zu welchem Punkte Freundschaft unter so Verschiedenen noch Statt habe, ist nun allerdings nicht möglich; denn es gibt Fälle, wo der Eine von Beiden viel von seinen Vorzügen verliert und dennoch die Freundschaft fort dauert; wird aber der trennende Abstand gar zu groß, wie z. B. der, der den Menschen von Gott trennt, so kann sie nicht mehr bestehen. — 6. Daraus wirft man denn auch im verneinenden Sinne die Frage auf: ob demnach wohl der Freund dem Freunde den Inbegriff alles Höchsten und Besten, z. B. Gott zu sein, wünschen könne? Denn ein solcher werde ja dann sein Freund nicht mehr sein, und er selbst werde damit ein Gut verlieren, denn der Freund ist ein Gut.

Ich antworte: wenn es richtig ist, was ich zuvor gesagt habe,

³⁾ Es gibt keine Freundschaft zwischen Mensch und Gott und auch kein Lieben. Zell (zu Arist. Eth. VIII, Kap. 2, §. 3.) erschrickt über diesen von Aristoteles in den Magna Moralia II, Kap. 11. mit dürren Worten ausgesprochenen Satz, und meint, der Philosoph habe sich in der Nikomachischen Ethik eines Besseren besonnen. Aber das ist, wie diese und andere Stellen lehren (vgl. VIII, Kap. 14, §. 5. und IX, Kap. 1, §. 7) nicht der Fall. Denn überall, wo Arist. von einer „Freundschaft gegen die Götter“ oder „mit Gott“ redet, braucht er den Ausdruck wirklich nur abusivisch. Es ist eine „*φιλία καὶ ἐπεροχήν*“, d. h. eine Freundschaft, wo Einer dem Andern völlig überlegen ist, und daher eben keine „Freundschaft“ im wahren und vollen Sinne des Worts (s. Eudem. VII, Kap. 10. p. 1242, 32 Bff.), so wenig, als das Verhältniß zwischen Vater und Kind, mit dem Arist. das Verhältniß von Gott und Mensch gleichstellt.

daß der Freund dem Freunde um der Person des Freundes selbst willen wünscht, so muß doch wohl vor allen Dingen der Freund das bleiben, was er ist, nämlich Mensch. Und so wird jener ihm denn auch eben nur unter der Bedingung, daß er Mensch ist und bleibt, die höchsten Güter wünschen. Und selbst da, denk' ich, nicht alle. Denn jeder pflegt, wo es auf Güter ankommt, doch immer mit seinen Wünschen sich selbst der Nächste zu sein ⁴⁾.

Achstes Kapitel.

Von den meisten Menschen gilt der Satz, daß sie aus Eitelkeit mehr geliebt sein, als lieben wollen; daher denn auch die meisten Menschen die Schmeichler gern haben; denn der Schmeichler ist ein Freund, der uns untergeordnet ist, oder sich so stellt, als sei er uns untergeordnet und liebe uns mehr, als wir ihn lieben. Das Geliebtwerden aber ist nahe verwandt mit dem Geehrtwerden, wonach doch bekanntlich die meisten Menschen trachten. — 2. (Und doch ist beides wesentlich verschieden), denn nicht um der Ehre an und für sich willen wollen die Menschen geehrt sein, sondern um zufälliger Umstände willen. So freut sich die große Masse der Menschen, wenn sie sich von hohen Personen geehrt sieht, weil sie darauf Hoffnung auf Vortheile gründen, — sie meinen nämlich, wenn sie in Zukunft etwas bedürfen, dasselbe von jenen zu erlangen, und freuen sich somit über die Ehre, die jene ihnen bewiesen, als über ein Unterpfand künftiger Wohlthat.

Die dagegen, welche nach dem ehrenden Beifalle der Tugendhaften und Weisen verlangen, wünschen ihre eigene Meinung über sich bekräftigt zu sehen. Sie freuen sich also über die Ehre nur als über einen Beweis, daß sie selbst Gute sind, indem sie ihr Vertrauen auf das Urtheil derer setzen, die es ihnen sagen ¹⁾.

⁴⁾ Eine heitere Wendung des tiefen Menschenkenners, dessen Ansicht übrigens auch Plato in seinem Staate (II, Kap. 3, p. 395, c.) vollständig theilt.

¹⁾ Ebenso I, Kap. 5, §. 5; Rhetorik I, Kap. 5, §. 9; s. Aristotelia Th. I, S. 149—150 u. 179.